

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Dienstag, 3. Januar

1928.

### Jugendliebe.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Familienroman von Grete v. Seb.

„Du könntest Assistenzarzt im Sanatorium werden.“  
 „Mit hundertfünfzig Mark Gehalt im Monat — nein, Trude, dafür dank' ich. Ich schaffe mir schon eine Praxis.“

Die Mädchen sahen sich an.  
 „Sie werden alle fortgehen“, sagte Lotte Niemann, „und wir Mädels werden hier sitzenbleiben.“ Ihre großen, blauen Augen hatten einen traurigen Ausdruck. Trude lachte, sie war voller Zuversicht.  
 „Sie kommen wieder, Lotte.“

„Vielleicht auch nicht“, sagte Lotte, „sie müssen doch sehen, vorwärts zu kommen, hier können sie das aber ja kaum.“

„Na, siehst du, wie einsichtsvoll du bist“, lobte Franz. Die zwei Wochen bis zum Examen wollte man noch recht genießen. Lotte kam mit allerhand Vorschlägen. Fußtouren wollte man machen durch den Wald und die schönen stillen Frühjahrsabende gemeinsam genießen.

Tags darauf besprach man es mit den anderen. Hede Lie sah mit ihren kühlen, großen Augen erstaunt von einem zum anderen.

„Wie ihr euch das bloß denkt — zwei Wochen vor dem Examen, da hat jeder doch noch gehörig zu büffeln.“

Konni v. Holldorf zog die Augenbrauen hoch.

„Ja, sie hat recht — also lassen wir's bis nachher.“ Die Hede Lie war doch immer die Verständigste. Nie machte die etwas Unüberlegtes. Sie war auch so sehr viel klüger als die anderen Mädchen. Unangenehm klug — fand Konni v. Holldorf. Sie war auch den anderen in der Schule weit voraus — wollte auch im nächsten Jahr ihr Abiturium machen. Sie war eigentlich geschaffen zum Studium, aber daran dachte sie nicht — sie war sehr reich, und hübsch war sie auch, also würde sie wohl bald heiraten. Man stieß ihn immer auf sie, die sollte er einmal zur Frau nehmen, dann wäre er schön heraus. Aber er dachte nicht daran. Sie gefiel ihm wohl sehr, aber eine ihres Geldes wegen heiraten — nein, das ging doch nicht. Agnes Ihde gefiel ihm auch, sie war die Tochter eines Offiziers, aber arm. Ihr Vater war tot — ihre Mutter lebte von der kleinen Witwenpension, davon mußte sie noch ihren Sohn, der am Ort Arzt war und fast keine Praxis hatte, unterstützen. Also daran war nie zu denken, daß er Agnes einmal heiraten könnte. Bei dem Gedanken mußte er lachen. Er war noch auf der Schule und dachte schon ans Heiraten.

Zwei Wochen später stiegen die Bienroder Primaner ins Examen. Das waren heiße Tage. Agnes Ihde betete jeden Abend: „Lieber Gott, laß den Konni sein Examen bestehen.“ Trude Bacholz und Lotte Niemann beschlossen, nur das Gute zu erwarten — dann würde es auch bestimmt kommen. Agnes Ihde wollte das auch gern. Ach, sie war ja zu allem bereit. Die Examenstage waren auch für sie schwer.

Frau Oberst v. Holldorf, die händeringend das Ziel des Sohnes erflehte, konnte es nicht inniger ersehnen als sie. Sie war in den Tagen viel bei der Baronin. Eine kleine Ablenkung war es doch für die Holldorfs, wenn sie bei ihnen war. Dann stöhnte die Baronin

weniger und der Oberst lief dann nicht so viel in den Zimmern auf und nieder. Man sprach auch über anderes, als über das schreckliche Examen. Um sechs Uhr kam der Zug aus der nahen Kreisstadt, in der sich das Gymnasium befand. Heute brachte er die Abiturienten zurück.

„Ich gehe zum Zuge“, sagte Agnes zu Konnis Eltern. Sie hatte Blumen im Arm, die wollte sie Konni bringen.

„Kommt aber schnell nach Hause“, bat die Baronin, „haltet euch gar nicht unterwegs auf.“

„Nein, natürlich nicht.“

Alle waren an der Bahn. Als letzte kam Hede Lie. Sie war die einzige, die ohne Blumen kam. Trude Bacholz und Lotte Niemann hatten die Arme voll. Sie hatten ihre Gärten geplündert. Frau Stadtbaumeister Lot kam. Die Mädchen knixten tief. Lotte wartete darauf, daß sie sie anreden würde, aber Frau Lot ging an ihnen vorüber. Agnes Ihde klopfte das Herz gewaltig, als der Zug einfuhr. Unwillkürlich griff sie nach Hedes Hand und sie fest drückend, sagte sie:

„Herr Gott, wenn er doch bloß bestanden hat, anders wäre es ja zum Verzweifeln!“

Hede sah hochmütig über ihr schmales Näschen dem Zuge entgegen.

„Wenn nicht, so wäre auch das noch kein Grund zum Verzweifeln.“

Der Zug fuhr in die Halle, man lief ihm ein Stück entgegen. Er hielt noch nicht ganz, als Franz Lot schon herausprang. Er hatte seine Mutter gesehen, auf sie stürzte er zu. Den Mädchen winkte er im Vorüberlaufen zu.

„Bestanden!“  
 „Gott sei Dank!“

Lotte wollte ihm die Blumen reichen, aber sie kam nicht dazu, er war weg wie der Wind. Die anderen kamen, Schar, Karsten und Konni v. Holldorf.

Agnes Ihde erkannte an Konnis Gesicht, was geschehen war. Trude Bacholz fragte noch. Agnes sah gespannt auf ihn.

„Durchgerasselt!“  
 „O Gott!“ sagte sie leise und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Nach' kein Aufsehen“, herrschte Hede sie an. Schar und Karsten hatten bestanden. Die Mädchen vergaßen das Gratulieren.

„Eine tolle Sache“, sagte Peter Karsten, „beinahe unglaublich, der Konni weiß mehr als wir.“

Schar meinte: „Jetzt mußt du ein halbes Jahr auf irgendeine Presse und es dir dann holen.“

Holldorf schlug mit der Hand durch die Luft. „Ich danke für die Schweinerei — jetzt hab' ich genug gebüffelt.“

„Was willst du aber machen?“ fragte Agnes mit angstvollem Blick.

„Weiß ich nicht — das wird sich alles finden.“

Er ging zwischen Hede und Agnes. Hede sprach gar nicht. Sie hatte ihre schmalen, feinen Lippen so fest aufeinander gepreßt, daß sie ganz blutleer schienen. Ihre großen, grauen Augen sahen kühl über alle hinweg.

Trude wollte ihre Blumen an Peter abgeben, der wies sie zurück.

„Ach, sei so gut — behalt sie, ich trage nicht gern so'n Grünzeug.“

Sie waren alle in sehr gedrückter Stimmung.

„Du bist doch immer so leicht durch alle Klassen gekommen“, sagte Agnes Kleinlaut.

„Ja — ja, aber was hilfts, jetzt bin ich durchgerasselt und kann zusehen, mir eine Stelle als Lehrling zu suchen.“

Ganz so schlimm kam es aber nicht. Wenn die Berzweigung im Hause des Obersten von Holldorf auch erst sehr groß war, sie legte sich allgemach, und es fand sich auch ein Weg, der für Konni gangbar war.

Nicht allzuweit von Wierode, im Thüringischen, hatte der einzige Bruder der Baronin Holldorf ein Gut, auf dem sollte Konni Landwirtschaft lernen.

Holldorfs sprachen mit Frau Major Ihde darüber, während Agnes dabei saß.

Vielleicht wird es noch sein Glück, dachte Agnes — erbt er noch einmal Adelsreut. Sie erinnerte sich, daß die Baronin einmal erzählt hatte, daß ihr Bruder, Baron Treu, unverheiratet sei.

Ob schon alles fest beschlossen sei? fragte Frau Ihde.

„Mein Mann hat gestern mit meinem Bruder telefonisch gesprochen, er erklärte sich sofort bereit, Konni aufzunehmen, nur den Zeitpunkt konnte er nicht sogleich bestimmen.“

„Ach, ich kann mir denken, wie sehr Ihr Sohn es ersehnt, von Wierode jetzt fortzukommen. Nach dieser Büßerei und der Aufregung hinterher muß die neue Umgebung eine Erlösung sein.“

Frau v. Holldorf hoffte auch das Beste davon. Gott, man mußte es auch nicht so schrecklich schwer nehmen, daß er sein Abiturium nicht bestanden hatte — schließlich gab es ja noch Möglichkeiten, sich ohne dies eine Position zu schaffen.

„Ja, gewiß“, sagte der Oberst, „aber was sind das für Positionen? Wer in Deutschland nicht sein Abiturium hat, ist ein Menich zweiter Klasse, es ist schon etwas ganz Außergewöhnliches, wenn der sich eine angesehene Stellung schafft.“

Konni kam ins Zimmer. Des Obersten Augen funkelten unter den buschigen Brauen hervor ihn an.

„Ein Telegramm, Papa.“

„Woher?“ fragte die Mutter.

„Aus Adelsreut.“

„Daß es nur nichts Unangenehmes bringt!“

Frau v. Holldorf war beständig in Erwartung unerfreuliche Dinge. Die Damen verabshiedeten sich, während der Oberst mit gerunzelter Stirn auf das Telegramm sah . . .

2.

„Na, da haben wir's ja, daß einem Verwandte helfen, darauf muß man schon gar nicht mehr rechnen!“ Der Baron reichte seiner Frau das Telegramm.

„Benno telegraphiert ab.“

Konni sah den Vater fragend an.

„Ja, was ist denn? Onkel Benno hatte doch schon zugesagt.“

„Ja, das hatte er; nun hat er es sich aber anders überlegt — er behauptet, sein Inspektor wäre nicht dafür und ohne diesen mache er nichts.“

Die Baronin sah niedergeschmettert vor sich hin.

„Die letzte Hoffnung!“ sagte sie seufzend.

In Konni stieg ein leichter Verdruß auf.

„Nun gib mir schon gleich das nötige Geld, daß ich nach Amerika auswandern kann.“ Und dann dachte er auf.

Als ob nun aller Seelen Seligkeit von Onkel Benno abhinge. Ich brauch' doch nun nicht am Leben zu verzagen, weil er mich nicht in Adelsreut haben will; wenn ich entschlossen bin, Landwirtschaft zu erlernen, so kann ich das ja auch auf einer anderen Ritsche. Es muß doch nicht Adelsreut sein.“

Der Vater, der wieder im Zimmer auf- und niederging, blieb vor ihm stehen, und ihn mit einem langen Blick ansehend, jagte er endlich: „Ja, Junge, da hast du vollkommen recht.“

„So ganz nicht“, widersprach Konni. „Wo anders kostet es was und Onkel Benno hätte doch nichts verlangt.“

Sein Vater hob die Schultern.

„Das weiß ich nicht so genau.“

„Wenn du als Cleve auf Adelsreut wärst, so hätte wohl die Gutsverwaltung, um die sich dein Onkel gar nicht kümmert, mir die jährliche Rechnung geschickt.“

„Ah, glaubst du, Onkel hätte das so gehandhabt? Nun, Papa, was meinst du dazu, wenn ich, ohne die Absage zu beachten, nach Adelsreut führe und spräche selbst mit Onkel Benno?“

„Na, ob das großen Eindruck auf ihn machen wird — allzu großen Respekt wird er nun auch nicht gerade vor dir haben.“

„Nein, natürlich nicht, ich habe ja mein Abiturium nicht bestanden. Ich bin gewiß in seinen Augen, wie in denen der meisten Menschen, ein Schwachkopf; aber wenn du mir erlaubst, Papa, daß ich zu ihm fahren darf, so will ich es wenigstens versuchen, ihm eine bessere Meinung über mich beizubringen.“

Er sah seinen Vater erwartungsvoll an. Der wandte sich an seine Frau.

„Was meinst du, Hella? Dein Bruder ist es ja — du mußt am besten wissen, ob was mit ihm anzufangen ist.“

Ein Achselzucken und ein zaghafter Blick aus angstvollen Augen war die Antwort. Konni trat zu ihr.

„Wir müssen nun auch nicht ganz verzagt sein, Mutchen.“

„Nein, nein, sie wollte es gewiß nicht sein. Sie war ja nie so schnell verzagt, aber hier in diesem Fall, wo es sich um sein Leben handelte . . .“

„Um meine Zukunft, Mutchen — mein Leben ist ja nicht in Gefahr.“

Sie schüttelte den Kopf. Der Junge schien noch immer nicht zu fassen, was er schon verloren hatte damit, daß er sein Examen nicht gemacht. Sie versuchte, es ihm klar zu machen.

„Mutchen, es haben doch auch schon unendlich viel Menschen ein nützliches Leben geführt und führen noch viele ein solches, die nie ein Examen gemacht haben. Ich hoffe, daß ich das auch kann.“ (Fortsetzung folgt.)

## Auf Winterrenten.

Von D. Fechner.

Mit wildwütendem Gelläuf faucht der messerscharfe, kalte, lebensbedrohende Abgesandte des „Wintergottes“, der Nordwind, gegen die Fenster meiner Jagdbude, ein Ritschen zu suchen, durch das er einfahren kann, in den behaglich erwärmten Raum, um mich seine feindliche Macht fühlen zu lassen. Solche Ritschen sind denn auch mehr als genug vorhanden, was das leichte Schwanken der Gardinen verrät. Aber mit wohligen Brummen nimmt der vollgesättigte, kleine, vor Freude am „Fressen“ rot gewordene Füllhorn den Kampf mit dem Nordlandriesen auf und zwingt ihn, klein beizugeben und „in Demut zu sterben“.

Trotzdem hält es mich aber nicht zwischen den urgemüthlichen vier Wänden, sondern ich strebe hinaus in die kalte, winterliche Ode, auf der kein Lebewesen — außer einigen hungernden und frierenden Krähen, bei denen Schmalhans schon längst Küchenmeister geworden, sichtbar ist: alles fürchtet den wilden, fauchenden Wettergesellen, der die Erde in einen harten „Stahlpanzer“ geschmiedet und die stillstehenden oder träge fließenden Gewässer zur Erstarrung gebracht hat. Nur der kleine, geschwähig murmelnde Bach läßt sich auch jetzt noch keine Zügel anlegen, sondern kämpft heldenmütig um seine Freiheit und bleibt Sieger! Wie aber der Sieger immer mehr Zuspruch hat und mehr beachtet wird als der Besiegte, so erhält auch das Bächlein sehr häufig Besuch. Das ist ein fortwährendes Kommen und Gehen am Tage, wie auch in der Nacht. Edle Gäste, die Bewohner großer nordischer Seen und Flüsse: Enten der verschiedensten Art, streichen klingenden Flügel-schlag her an, äugen aus großen Höhen die schmale, silberne „Schlange“ unter sich, kreisen ein paarmal und fallen dann ein, zumeist an denjenigen Stellen, die schon frequentiert sind.

Da mein Revier gleich von zwei Bächen an der Ost- und Südgrenze umflossen wird, die unweit der Westgrenze ihre Vereinigung feiern, habe ich berechtigte Hoffnung, an der mehr als fünf Kilometer langen Wasserstraße Weidmanns-

heil auf Winterenten zu genießen. Leider hat der Südbach aber sehr flache Ufer, was ein erfolgreiches Anvürschen erschwert; denn die äußerst wachsam und scharf äugenden Enten werden häufig schon hoch, ehe ich auf Schutzweite herangekommen bin. Dagegen bietet der Ostbach geradezu ideale Vürschaelegenheit; denn er fließt zwischen sehr hohen Ufern, die durch einen Erdwall noch eine künstliche Erhöhung erfahren haben.

Ich mache den ersten Bogen, doch wird keine Ente hoch. Auch beim zweiten und dritten Bogen zeigt sich nichts, was mich einigermaßen wundert. Ich nehme an, daß ein Unberufener schon vor mir am Ufer entlang gekommen ist und die Enten hochgemacht hat. Doch unverdrossen, wie ich beim Jagen nun einmal bin, mache ich weitere Bogen. Wieder am Wasser angelangt, fallen mir dicht an meinem Ufer kleine Wellen auf, die von der natürlichen Bewegung des feuchten Elementes nicht herzurühren scheinen: hier muß Leben sein.

Langsam trete ich nun ganz auf den Uferwall und rufe nicht eben laut: „Kausdal!“ In demselben Augenblick stehen zwei Erpel prasselnd auf. Die armen Kerle haben es nicht leicht; denn sie müssen mindestens fünf Meter schräg nach oben „klettern“, bevor sie freies Flugfeld gewinnen. Mühe-los gelingt deshalb auch die völlig kunstlose Doublette. Verendet fallen die beiden Antvögel nacheinander ins Wasser und treiben abwärts. Mit Hilfe einer schon bereitliegenden Stange lande ich meine Beute und hänge sie an den Rucksack.

Nun gehe ich eine Strecke am Ufer entlang, ohne Bogen zu machen, weil in nächster Nähe doch keine Enten liegen können; denn durch die beiden Schüsse wären sie sonst bestimmt hoch geworden.

Als es mir ratfam erscheint, beginne ich erneut mit dem Bogengehen und treffe zunächst zwei kleine Taucherenten an, nach deren Besitz ich freilich nicht das geringste Verlangen spüre, deshalb bleibt der Dahn in Ruhe. Endlich klappt es aber wieder mal. Denn kaum an dem Ufer angelangt, stehen sieben Enten auf — fünf Erpel und zwei weibliche — letztere mit angstvollem „Ad — Ad — Ad!“ auf. Zwei Erpel, die dicht nebeneinander streichen, werden von der Schrotgarbe des rechten Laufes gefaßt und aus der Luft gerissen, der andere Schuß vermehrt die Beute um einen weiteren Grünhals. Die Landung gelingt wiederum mühelos.

Nun bin ich an die Reviergrenze des Ostbaches gekommen, gehe deshalb raschen Schrittes nach dem eine halbe Stunde entfernten Südbache. Die Vürsch wird hier noch dadurch erschwert, daß die Wiese, über die der Weg führt, Brache trägt, das unter meinen schweren Nagelschuhen prasselnd zerbricht. Was ich befürchte, tritt denn auch ein; noch ehe ich auf richtige Schutzweite heran bin, geht eine wahre Wolke von Enten — und fast alles Erpel — mit einem Getöse hoch, das das Brüllen des Sturmes überdönt wird. Um die Vögel nicht unnötig zu vergrämen, mache ich nicht Dampf, sondern laufe schnell an eine am Ufer stehende Erlengruppe, um Deckung zu gewinnen und von hier aus die Enten zu beobachten. Bald sehe ich denn auch, daß sie sich in verschiedene kleine und größere Schöfe teilen, von denen einer nach längerem Kreisen an einer für mich günstigeren Stelle wieder einfällt. Das Anschleichen gelingt mir auch einigermaßen; trotzdem bringe ich aber nur einen Erpel herunter. Als ich ihn glücklich am Galgen habe, vürsche ich weiter, treffe aber keine Enten mehr an.

An einem Rnie, das der Bach macht, angekommen, hebe ich den Kopf und richte mich aus meiner gebühten Haltung langsam auf, um Einblick in das Bachbett zu gewinnen. Als ich das Wasser sehe, taucht gerade etwas fort, ohne daß ich es hätte ansprechen können. Ich vermute aber ein Taucherentchen. Regungslos verharre ich in meiner Stellung und beobachte das Wasser, dessen Wellenbewegung mir sehr verdächtig erscheint. Da ist es wieder! Nicht viel größer als eine dicke Wallnuß erscheint es mir. Es kann nur der Kopf oder vielmehr die Nase eines Tieres sein, die das Wasser aber gleich wieder verschluckt. Dafür kommt aber jetzt ein richtiger Katzenbuckel zum Vorschein, dessen Anblick mir die Welle wilder Erregung durch den Körper jagt. Denn was ich hier vor mir habe, ist zweifellos ein Fischotter, den man nicht allzu häufig zu sehen oder gar zu Schuß bekommt. Mit angebafter Waffe erwarte ich das erneute Auftauchen des Otters. Doch wiederum bleibt das Köpfchen nicht lange genug über Wasser, um es genau zu besielen, und Kopfschuss muß es sein, wenn man den Fischmarder nicht nur totschießen, sondern sich auch an dem Besitz erfreuen will. Wieder teilt sich das Wasser und glücklicherweise fast genau an der Stelle, die ich im Auge habe. In demselben Augenblick mache ich den Finger krumm und donnernd bricht der Schuß. Einen halben Meter hoch wirft es den Otter aus dem Wasser, in dem gleich darauf eine brodelnde Bewegung entsteht: der Todeskampf des Fischmarders. Ohne mich — trotz der Bärenfalte — auch nur

eine Sekunde zu besinnen, springe ich mit Schuhen und Strümpfen in das nicht sehr tiefe Wasser, nach der Stelle, wo es brodelte. Ich lasse rasch zu und habe mit glücklichem Griff die lange Rute des Otters in der Hand. Schnell bin ich mit meiner kostbaren Beute wieder am Ufer. Das Tier ist noch nicht verendet, sondern schnappt den Fang immer auf und zu und macht mit den Vorderpfoten Schwimmbewegungen. „Besser ist besser“, denke ich und schlage den Otter mit dem Kopf noch einigemal an eine nahe Erle, bis ich mich von seinem Berenden überzeugt habe. Dann verstaue ich ihn im Rucksack und setze mich in Hundetrab, was mir schwer genug fällt; denn im Handumdrehen sind die Widelgamaschen und die Unausprechlichen bis zur Verlängerung des Rückens stocksteif gefroren, daß es nur so flirrt und ich die Knie kaum noch krümmen und strecken kann. Doch wenn ich mir keine Bewegung mache und nicht so schnell als möglich das gefrorene „Gelumpe“ vom Körper bekomme, ist ein kräftiger Schnupfen, der zu erwartenden Übel kleinste. Aber nicht mal den habe ich bekommen. Das rote Sichen und die Freude an dem seltenen Erfolge wirkten Wunder. Und mit Behagen plätscherte ich heute im „Wasser der Erinnerung“, das vor dem winterlichen Entenwasser den Vorzug hat, daß man sich beim „Baden“ in seiner Flut keine Erkältung zuziehen kann, wie bei der Vürsch auf Winterenten.

## Der Schirm.

Von Heinz Scharf.

Ich ließ meinen Schirm am Postschalter stehen. Keinen schönen, seidenen Regenschirm mit dem silbernen Griff und dem Mahagonistod.

Als ich fünf Minuten später wieder an den Schalter gestürzt kam, war er natürlich verschwunden.

Ich bitte, wer läßt heutzutage nicht einen schönen, seidenen Regenschirm mit Silbergriff und Mahagonistod mitgehen, wenn es sich halbwegs unauffällig machen läßt? Er war verdu, dahin, unrecht Gut eines andern.

Am Abend erzählte ich von meinem Mißgeschick Freund Karl, Freund Karl, dem Stoiker.

Er nickte nur. Seine Mienen zeigten keine Erregung. Er riet mir kurz und bündig: Kaufe dir einen neuen, den verlorenen siehst du im Leben nicht wieder.

An unserem Tisch sahen noch drei andere Biedermänner, die mich anteilnehmend bedauerten, aber ebenso zustimmend zu Karls Worten nickten, der mir des Weiteren auseinandersetzte, daß ein langes Nachfragen im Fundbureau gar keinen Zweck hätte, da dortselbst nur ordinäre Stoffschirme und diese nur in durchlöcherterem Zustande, abgegeben würden, nie aber solche mit silbernen Griffen und Mahagonistöcken.

„Recht hat der Herr!“ nickte der erste Biedermann zustimmend zu diesen Worten und brummte ein Langes und Breites über die entschwindene Ehrlichkeit unserer Tage in den Bart.

„Erlauben Sie, war es ein neuer Schirm?“ fragte der zweite darauf interessiert und ich mußte leider traurig bejahen.

„Dann ist er kaputt!“ tröstete mich der Fragende und sah achselzuckend den dritten an, eine Bestätigung seiner Worte erwartend.

„Frei!, frei!“ beeilte sich der zu sagen, „so a Schirm ist heutzutage a Vermögen wert, da tean's erst net lang hin- und herfragen, den schreiben S' ein- für allemal aufs Verlustkonto.“

„Ja, ja, hin ist hin!“ schloß ich die Debatte, „ich ärgere mich nicht länger, frag' nicht lang nach und lauf mir morgen einen neuen.“

„Das Gescheiteste, was Sie tun können“, bestärkte man mich unisono in meinem Vorsatz, mich nochmals lebhaft bedauernd.

Aber am nächsten Tag klopfte ich doch noch für alle Fälle beim Fundbureau an. Und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß gerade vor mir drei Biedermänner nach einem Schirm mit Silbergriff und Mahagonistod, den sie gestern am Postschalter stehen lassen, gefragt hatten.

## ☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Sie kennt ihn. „Lebe wohl“, sagte er düster nach einer eheiligen Aussprache. „Ich gehe ans Ende der Welt!“ — „Schön“, erwiderte sie. „Bring doch bei der Gelegenheit gleich die Abendsetzung und die Brötchen zum Abendbrot mit.“

Ein notwendiges Übel. „Glauben Sie wirklich, daß es so etwas wie Glück gibt?“ — „Aber natürlich, wie würde ich mir sonst die Erfolge meiner Feinde erklären können?“

# Die Welt der Frau

## Elternsorgen und Elternleid. Gedanken zu Tagesereignissen.

„Kleine Kinder — kleine Sorgen, große Kinder — große Sorgen!“ pflegt man zu sagen. Wie viele kleine und großen Sorgen haben Eltern zu durchleben und zu tragen, wenn sie ihre Kinder aufziehen! Das fängt schon mit dem ersten Lebenstage an und hört erst auf, wenn sich die Elternaugen geschlossen haben — und wer weiß, vielleicht begleitet Elternliebe und Elternsorge ihr Kind auch dann noch weiter. . . . Wenn das Kind klein ist, so bewacht man jeden seiner Schritte, seine Bewegungen und seinen Schlaf. Wieviele Gefahren bedrohen den zarten kleinen Körper und die weiche, empfindliche junge Seele. — Es ist nicht nur die Nahrung für den Körper, über welche Vater und Mutter wachen müssen. Dann kommt die Schule mit erhöhten Gefahren für das Kind und vermehrten Sorgen für die Eltern. Da sind Kleidung und Schulgeld, Klassenarbeiten und Klassenaufsätze — es fällt dem Kinde schwer, zu lernen, oder das Schulkind ist blas und appetitlos, — die Nachhilfestunde, der Schulausflug. . . . Man braucht es gar nicht weiter auszumalen: Jeder Vater und jede Mutter, die liebevoll für ihre Kinder sorgen, wissen, was das heißt: Die Schule und das Kind! Und dann sind die unteren Klassen überwunden; das Kind wächst: die Anforderungen wachsen, denen es gerecht werden muß, aber es wächst auch von Tag zu Tag mehr das, was sein Leben von dem der Eltern trennt. Andere Menschen, andere Gedanken, andere Interessen, andere Ideale und Ziele — ja, nun kommt die Zeit der großen Sorgen! Als das Kind noch klein war, hat man so oft gedacht, die Angst, die man um es geflitten habe, wenn es krank war, sei das Schlimmste. . . . Aber nun es groß und stark herangewachsen ist, jetzt kommt erst die größte Angst! Denn nun muß man sein Kind unwiderwillig und endgültig aus Leben abgeben. Man kann seine Schritte nicht mehr bewachen, man kann ihm seine Handlungen nicht mehr vorschreiben, man kann es wohl noch umforgen, aber wie oft kennt man kaum noch seine Gedanken — es will seinen Weg gehen, seine eigenen Erfahrungen machen, sein eigenes Leben leben — und wir Eltern können nichts mehr tun, als seite stehen und warten. . . .

Kleine Kinder — kleine Sorgen! Aber vielleicht die größte Sorge, die es für eine Mutter geben kann, ist wohl die, die jetzt die Mutter der kleinen Elli Reinfeld in Berlin durchlebt! Seit Wochen ist die kleine Ahtjährlige, ein gewedtes und kluges Kind, das der Großvater zu einer kleinen Versorgung auf die Straße geschickt hatte, wie vom Erdboden verschwunden, und alle Nachforschungen waren bisher erfolglos. Man glaubte zunächst, daß vielleicht der Vater des Kindes, der von seiner Frau getrennt lebt, sich der Kleinen bemächtigt habe, aber das war nicht der Fall. Das Kind war zuletzt gesehen worden in einem Papierladen, wo es sich Silberkerze für den Weihnachtsbaum kaufen wollte, und seitdem fehlt jede Spur. Man muß jetzt annehmen, daß die Kleine einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist; seit einigen Tagen kleben die bekannten blutroten Plakate mit der Aufschrift „Mord!“ an den Anschlagssäulen. Wie mag es der Mutter zu Mute sein, wenn sie — vielleicht auf einem ihrer Gänge, zu denen sie irgend ein neu auftauchender Hoffnungs-schimmer veranlaßt — diese schrecklichen Ankündigungen liest? Man stelle sich vor, — nein, man kann es sich nicht vorstellen! — wie diese Mutter Tag und Nacht sich zerquält mit der entsetzlichen Frage: „Was ist aus meinem Kinde geworden?“ Wird sie nicht Hunderte und Tausende von Malen denken, sie habe es doch nicht vielleicht genug gehütet? Wird sie nicht wünschen, lieber sei das Kind in ihren Armen gestorben, als daß sie sich jetzt von den grauigsten Bildern dessen, was ihr Kind hat vielleicht erdulden müssen, bis an den Rand des Wahnsinns bringen läßt? Und morgen, heute noch, in dieser Stunde schon, kann die Nachricht kommen, die ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt. . . . Immer kleiner und blässer wird der Hoffnungs-schimmer. Arme Mutter. —

Große Kinder — große Sorgen! Man hat sie nun vielleicht glückselig über alle Klippen und Gefahren der Kinderzeit hinweggebracht. Sie sind in jeder Beziehung wohl geraten, stehen sicher auf eigenen Füßen, sind lebensstüchtig und fleißig und die Freude ihrer Eltern, wie das s. B. bei der armen Dora Perske der Fall war, die für ihren Vater, einem angesehenen Berliner Fleischermeister, eine unentbehrliche und tüchtige Mitarbeiterin war. Auf einem ihrer Geschäftsgänge für den Vater wurde sie im Abteil eines Vorortzuges

tödlich verlest aufgefunden und ins Krankenhaus gebracht, wo sie nach einigen Tagen, ohne das Bewußtsein wieder-erlangt zu haben, ihren Wunden erlegen ist. Ihr Mörder, ein arbeitscheuer Kofling, der sie erschlug, weil er größere Fehrmittel bei ihr vermutete, wurde gefaßt und wird seiner Bestrafung nicht entgehen. Aber was hilft das den armen Eltern? Wird dadurch das blühende junge Leben wieder ge-rettet? Kann das Herzleid der Eltern, die der Freude ihres Alters beraubt sind, auch nur gemildert werden?

Und als Letztes das tragi-sche Ende der Künstlerin . . . der schönen, anmutigen, begabten Tänzerin Lucie Kiesel-hausen, die mit ihrer Mutter, als ihrer treuesten Gefährtin und verständnisvollen Kameradin zusammenlebte. Die beiden Frauen waren einander in innigster Liebe sugetan, und wie oft hat wohl das Mutterherz in stolzer Freude ge-schlagen, wenn die Künstlerin von Erfolg zu Erfolg eilte. Können wir Mütter es uns nicht vorstellen, wie diese Mutter so manches mal vielleicht hinter der Gardine verborgen, ihrem schönen Kinde nachsah? Oder wie sie im Zuschau-raum des Theaters saß, glücklich lächelnd dem Beifallssturm lauschte, der ihrer Tochter galt und dabei immer nur denken konnte: „Mein Kind! mein schönes Kind! mein kluges Kind! mein gutes Kind! —?“ Und dann kommt solch ein irrtümlicher Zufall, eine solche alltägliche Lapalie, wie Haare waschen oder Handschuhe reinigen, so etwas, von dem man nie und nimmer geglaubt hätte, daß es eine Gefahr bedeuten könne — Und das schöne, lebenslustige Kind ist nur noch eine schmerzwinmernde Masse. . . . Wenige Stunden noch, deren Qual nicht auszudenken und nicht zu beschreiben ist, und wie-der war ein junges Leben ausgelöscht, das noch so viel Hoff-nung, Wachstum und Reifen war, und wieder ist einer Mutter Lebensfreude und Lebensinhalt zerbrochen. . . .

Ja, große Kinder — große Sorgen! Und auch, wenn sie einem nicht der Tod entreißt, wenn sie nicht krank, nicht elend, nicht verdorben und gestorben sind, wie oft werden die Kinder einem doch genommen — — — Das ist Elternlos! —  
Räthe Brustat-Schneidermann.

## Die unpraktische und die praktische Hausfrau.

Die unpraktische Hausfrau süßt den Kakao zuletzt, die praktische Hausfrau dagegen gibt gleich beim Ansehen das vorher ausprobierte Quantum Zucker hinzu und erzielt damit ein weit süßeres Getränk. Sind Kinder vorhanden, so mische man den Kakao mit annähernd soviel Roggenmehl wie Kakao, und zwar verrühre man beides mit dem Zucker auf einem Teller, um Klumpenbildung zu verhüten. Das Ganze wird kalt eingequirt und nach tüchtigem Quirlen dem ziem-lich kochenden Wasser oder der Milch beigegeben. Kakao ist recht nahrhaft, aber nur in nicht zu großen Mengen bekömm-lich, da der Kaligehalt des Kakaos herzerregend wirkt. Stets soll jedoch zum Kakao feste Nahrung (Brot, Semmel u. dergl.) genossen werden. Dem aufgewärmten Kakao gieße man etwas Wasser zu. Flecken von Kakao wäsche man sofort mit kaltem Wasser aus.

Die unpraktische Hausfrau quält sich jahrelang mit einer ausgeleierten Kaffeemühle, die die Bohnen wie groben Grieß zerkleinert. Die Folge ist, daß s. B. diese Hausfrau zwei Pfund Kaffee verbraucht, wo die praktische Hausfrau, die sich ihre Kaffeemühle neu schärfen und herrichten ließ, nur ein Pfund Kaffee nötig hat, da dieser wie Mehl aus der Mühle kommt und daher weit besser ausgenutzt wird als der grob gemahlene. Es ist Tatsache, daß manche ausgeleierte Kaffeemühle jährlich mehrere Hundert Mark verschwendet. Feingemahlener Kaffee ist ausgiebig und wohlschmeckend. Zum Kaffee nehme man einen guten Zusatz; derselbe hebt den Wohlgeschmack des Kaffees, während ein minderwertiger ihn verschleiert. Tut man den Kaffee-Ersatz ins kochende Wasser, so rühre man um und lasse den Kaffee zugedeckt eine Weile stehen. Nach dem Kochen lasse man den Kaffee eine Zeit ziehen — aber zugedeckt. Kaffee verliert rasch an Ge-schmack, weil sich das Koffein verflüchtigt. Koche daher immer so viel Kaffee, als du gerade brauchst. Zum Anrichten eines guten Kaffees ist auch der Kaffeefilter zu empfehlen. Kaufe nur frisch gebrannten, würzig duftenden, nicht glänzenden Kaffee. Gebrannter Kaffee darf nie in Papier, sondern in Blechbüchsen und nie in der Nähe des geheizten Ofens aufbe-wahrt werden.